



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Bibel : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Landvolk verstanden ist, dieses ist aber eben so getreu in seinem äußern wie in seinem seelischen Leben dargestellt: Dorf und Flur, das Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch (die Hälfte des ganzen Buches), die Volkssprache und die Mundarten, die Volksdichtung, Sage und Märchen heißen die Kapitelüberschriften. Daß hier nur von der Innenseite unsers Volkslebens ein wenig die Rede gewesen ist, damit muß sich der Verfasser um so eher einverstanden erklären, als auch er sein umfassendes Buch so schließt:

Nach dem letzten Grimmschen Märchen fand ein armer Junge im Schnee einen kleinen goldnen Schlüssel und grub auch bald das dazu gehörige eiserne Kästchen aus der Erde. Er fand auch endlich ein ganz kleines Schlüsselloch, daß man es kaum sehen konnte. Er probirte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Wäge uns die Volkskunde mit der völligen Aufschließung des Herzens unsers Volkes nicht allzulange warten lassen!

R. W.



Die Bibel

(Schluß)



ie didaktischen Bücher enthalten dreierlei. Erstens zwei Spruchsammlungen; die umfangreichsten, schönsten und praktisch wertvollsten der Weltliteratur. Die ältere von ihnen trägt nicht mit Unrecht den Namen Salomos, da ihr Kern zweifellos auf diesen gekrönten Lebensphilosophen zurückgeht. Zweitens die Blüte der hebräischen Lyrik. Die weltliche ist durch das Hohe Lied vertreten, dessen Aufnahme in den Kanon der bräutlichen Liebe die Weihe einer heiligen, in der göttlichen Ordnung begründeten Empfindung verleiht. Die über jeden Preis erhabne liturgische Lyrik der Psalmen ist der Christenheit nur zu einem kleinen Teile durch einige Kirchenlieder zugänglich gemacht worden. Die deutschen Prosaübersetzungen lassen natürlich die poetische Kraft des Originals nur sehr unvollkommen zur Wirkung kommen, und die Vulgataübersetzung ist vielfach sinnlos ausgefallen, weil die ältern Übersetzer des Hebräischen nicht hinreichend mächtig waren, aber auch nicht wagten, die unverstandnen Stellen wegzulassen oder das mangelnde Verständnis durch Vermutungen zu ersetzen. Es soll gute poetische Bearbeitungen des ganzen Psalmenbuches geben; jedenfalls ist keines davon Gemeingut der deutschen Christenheit, auch nur des evangelischen Teils geworden; ich kenne nur gute Bearbeitungen einzelner Psalmen aus einem alten Gebetbuche, von dem ich

nicht einmal mehr den Titel weiß. Nicht alle Psalmen, die Davids Namen tragen, mögen ihn zum Verfasser haben; aber der Kern des Buches stammt zweifellos von ihm; von den übrigen sind nach dem Urteil der besonnenen Kritiker einige in der Zeit des Hiskia entstanden, und der Rest macht sich als Erzeugnis der Zeit des Exils auch dem unkritischen Leser kenntlich.

Den dritten Bestandteil dieses Bücherschatzes bildet die Religionsphilosophie der Hebräer. Solche steckt ja natürlich auch in den Prophetenschriften und den Sprüchen, zum Teil auch in den geschichtlichen, aber drei unter den „Lehrbüchern“ machen es sich zur besondern Aufgabe, die Frage nach dem Sinne der Welt und des Lebens zu beantworten. Den Anstoß zur ethischen und Religionsphilosophie giebt das physische und moralische Übel in der Welt, während die Natur für sich allein eben höchstens eine in Metaphysik auslaufende Naturphilosophie veranlassen würde. Schon in den Psalmen wird unzähligemal die Klage laut über das Glück des Sünders und seinen aus diesem Glück hervorgehenden Übermut, doch erstickt diese Klage in der Fülle des Gottvertrauens, das die heiligen Dichter befeelt, und schlägt in den Preis Gottes um, der seinen Gerechten nicht bis ans Ende verstoßen und den triumphierenden Gottlosen zuletzt zu Nichtem machen werde. Immerhin grenzt die Betrübniß und Ratlosigkeit der heiligen Sänger oft an Verzweiflung, so im zwei- und zwanzigsten Psalm: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? und im dreiundsiebzigsten, wo der Sänger klagt: So habe ich also umsonst gerecht gelebt, umsonst meine Hände in Unschuld gewaschen! Das Buch Hiob, von dem Franz Delitzsch vermutet, daß es einen der Psalmendichter der salomonischen Zeit zum Verfasser habe, greift das Problem sehr ernsthaft an und kommt zu dem Ergebnis, daß die Leiden über die Gerechten zum Zweck ihrer Prüfung verhängt würden. Doch ist das nur sozusagen die esoterische Lehre des Buches. Die eigentliche Meinung des Verfassers geht offenbar dahin, daß der Mensch die Werke und Ratschlüsse Gottes nicht zu begreifen vermöge und daher auch kein Recht habe, über Gott und sein Werk zu urteilen und sich über sein eignes Schicksal zu beklagen.*) Das liegt in der ironischen Strafreden, mit der Gott den Streit zwischen Hiob und seinen ungeschickten Tröstern unterbricht: „Gürte wie ein Mann deine Lenden; ich will dich fragen, und du magst mir antworten! Wo warst du, als ich die Erde gründete? usw.“ Aber das wichtigste ist, daß diese Straf- und Spottreden dem Angeredeten zur höchsten Auszeichnung gereicht; denn nur ihn würdigt Gott der Belehrung; den drei Freunden, die sich so viel Mühe gegeben hatten, die Ehre Gottes gegen Hiobs gotteslästerliche Reden zu verteidigen, denen sagt er bloß: „Mein Zorn ist ergrimmt über euch, weil ihr nicht vernünftig von mir geredet habt wie mein Knecht Hiob. Opfert mir also sieben Stiere und sieben Widder, und gehet zu meinem Knechte Hiob, daß er für euch bitte; um feinetwillen will ich euch eure Dummheit nicht anrechnen.“ Gott ist also erzürnt über die oberflächliche Erklärung der Leiden Hiobs, daß sie eine Sündenstrafe seien, eine Oberflächlichkeit, die ja bis auf den heutigen Tag vorkommt, und in der immer ein wenig Heuchelei und Selbstgerechtigkeit steckt. Dagegen nimmt es Gott dem Leidenden nicht übel, wenn er sein Leiden für ungerecht erklärt, sich

*) Einen zweiten esoterischen Sinn hat Goethe aufgedeckt mit dem: „Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab usw.“ womit nicht allein mehr, sondern etwas andres ausgedrückt wird, als was der Christ gewöhnlich unter Prüfung versteht.

gegen diese Ungerechtigkeit aufbäumt und sein Loos verflucht; nur daß aus seinem Herzen der Glaube an eine vernünftige und gerechte Weltordnung und Weltleitung nicht völlig schwinden und in ruhigeren Augenblicken das Vertrauen auf den Gott, dessen Wesen und Wege wir nun einmal nicht begreifen können, zurückkehren soll. Übrigens verdient es Beachtung, daß sowohl in den Anklagen der Freunde wie in den Verteidigungsreden Hiobs als das Wesen der von Gott geforderten Gerechtigkeit, ebenso wie im mosaischen Gesetz und in den Prophetenbüchern, immer wieder die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit,*) der Schutz der Schwachen und Unterdrückten hervorgehoben wird: „Ich errettete den Armen, der da schrie, und die Waife, die keinen Helfer hatte. Der dem Untergang Nahe segnete mich, und das Herz der Witwe habe ich getröstet. Auge war ich dem Blinden, und Fuß dem Lahmen. Mit Gerechtigkeit bin ich angethan wie mit einem Gewande, und das Gericht war mein Diadem; ich war ein Vater der Armen und erforschte auf das genaueste ihre Klagesachen; ich zerbrach die Backenzähne des Ungerechten und riß ihm den Raub aus den Zähnen. Wann hätte ich jemals meinen Bissen allein gegessen?“

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß ein so leicht verständliches, so packendes Buch wie die Bibel vorübergehend Fetisch und Zauberbuch werden kann, das man liest, um es zu verehren und damit eine Gott gefällige Handlung zu verrichten, aber ohne sich etwas dabei zu denken. So müssen die Engländer, die bekanntlich bis auf den heutigen Tag fleißige Bibelleser sind, die Bibel behandelt haben in der Zeit der Armenhauskindergruel. Zugleich aber hat es sich da gezeigt, daß die Bibel selbst bei einer solchen Verfassung des Volksgeistes noch ein unermessliches Gut bleibt, dessen verborgne Kraft bei Gelegenheit wieder hervorbricht; Fabrikbesitzer, die da bekannten, daß sie in der Bibel ihre Verdammnis gelesen hätten, wurden Dwen's Helfer und leiteten mit diesem die Besserung ein. Auch ohne den philosophischen Gehalt würde das Buch Hiob wegen seiner großartigen Naturschilderungen und erschütternden Klagen ein Werk von großem litterarischem Wert sein. Das Ergebnis seiner Philosophie ist positiv nur insofern, als sie den Glauben an Gott festhält und das Vertrauen auf ihn stärkt, in Beziehung auf die Erkenntnis aber negativ. Dasselbe gilt vom Buche Koheleth. Man hat dieses merkwürdige Erzeugnis eines vielerfahrenen, kritischen, kühl verständigen Geistes epikureisch gescholten. Diese Charakteristik trifft nicht ganz zu, und so weit sie zutrifft, halte ich sie für keine Schande. Die Mystiker haben den eigentlich selbstverständlichen, ja pleonastischen Satz aufgestellt — man braucht kein Mystiker zu sein, um ihn zu finden —, daß jedes Geschöpf Gott so weit faßt, als seine Fassungskraft reicht. Es ist das nur eine besondere Anwendung des physiologischen Satzes, daß das Weltbild jedes organischen Wesens von der Zahl und Schärfe seiner Sinne abhängt: das des vollsinnigen Menschen ist vollständiger als das des Blinden oder Tauben, und das Weltbild des Wurmes, der nichts hat als den Tastsinn, ist so armselig, daß wir es uns kaum noch vorzustellen vermögen. Indem nun ganz dasselbe auch von den geistigen Sinnen gilt, ist damit die Scheidung jeder Religion, die diesen Namen verdient, in eine esoterische und exoterische gegeben, oder richtiger gesagt in

*) Hütet euch, spricht Christus in seiner Belehrung über die rechte Art des Almosengebens, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht vor den Menschen übet!

unzählige Stufen, von denen die obere als esoterische bezeichnet werden können. Die Masse der Menschen wird immer nur einer exoterischen Religion fähig sein, und eine solche lehrt der „Prediger.“ Mit dem Wesen Gottes befaßt es sich nicht; es lehrt nur: Alle irdischen Dinge sind eitel, sofern sie vergänglich sind. Alle Bestrebungen sind eitel, sofern man die Zwecke, zu denen sie in Bewegung gesetzt werden, entweder verfehlt oder unbefriedigend findet, sodaß das Streben von neuem beginnt, als hätte man gar nichts erreicht. Insbesondere ist alle wissenschaftliche Forschung eitel, weil wir das Welträtsel nicht zu lösen vermögen: „Bücherschreibens ist kein Ende, und viel Studiren macht Leibespein,“ das ist das Endergebnis aller gelehrten Forschung, soweit sie nicht praktischen Zwecken dient. Alle Güter, die leidenschaftlich begehrt werden, erweisen sich, wenn sie erreicht sind, als Illusionen: das Auge wird nicht satt von allem neuen, das es sieht, das Ohr nicht von allem neuen, das es hört. Mit Reichtum und Macht ist es ebenso, und sogar wenn einer leidenschaftlich nach Tugend strebte, würde ihn der Erfolg enttäuschen. Der Weise wird sich daher bescheiden, er wird zwar gerecht und klug handeln, aber weder gar zu gerecht noch gar zu klug sein wollen, was nichts taugt. Er wird nicht nach vielem streben, aber das wenige verständig gebrauchen und, ohne sich durch Grübeln stören zu lassen, froh genießen und namentlich die Jugend, die Zeit der höchsten Genußfähigkeit, nicht ungenutzt lassen: „Sß in Fröhlichkeit dein Brot und trinke mit Freuden, vertrauend, daß dein Lebenswerk den Beifall Gottes habe; dein Gewand sei weiß, und dein Haupt mit Öl gesalbt; genieße mit deiner Gattin, die du liebst, dieses eitle Leben, so lang es dauert, bevor die Tage kommen, die dir nicht gefallen, wo kein Licht mehr dringt durch die Fenster (die Augen), die Hüter des Hauses (die Hände) zittern, die Starken (die Beine) wanken, die Mühle (das Zahnfleisch) geräuschlos mahlt.“ Wir haben da also das Horazische *carpe diem*, das Ideal der lateinischen Oden- und Idyllendichter: im bescheidenen Hause mit einem geliebten Wesen und ein paar guten Büchern ruhig leben, sich mit angenehmer Arbeit die Zeit vertreiben, täglich am Naturgenuß, ab und zu an der Unterhaltung mit guten Freunden sich erfreuen. Von Epikur unterscheidet den Prediger, daß jener die Furcht vor den Göttern als eine Glückstörung verbannt, dieser die Furcht vor Gott zur Hüterin des Glücks bestellt: Fürchte Gott und halte seine Gebote, das ist die Hauptsache; und gedenke, daß Gott alle Menschen vor sein Gericht fordert und über alle ihre Thaten richtet, so schließt der Prediger. Auch der Epikureer hütet sich vor Frevel, weil solcher das Glück gefährdet. Der Prediger aber wußte wohl, daß bloße Klugheit nicht genügt, daß die Mehrzahl eines stärkeren Zaumes bedarf; abgesehen davon, daß die Leugnung Gottes oder auch nur seiner Weltregierung der Wahrheit nicht entspricht. Wenn in dem ganzen Buche keine Rücksicht genommen wird auf Menschen, die unter schweren Leiden seufzen, die also von diesem biblischen Epikureismus keinen Gebrauch machen können, so liegt das in der Natur der Sache. Für Menschen, die das Leiden läutert, erhöht und beseligt, ist das Buch nicht geschrieben, denn diese gehören zu den Esoterikern; gewöhnliche Menschen aber werden durch das Leiden nicht besser, sondern schlechter; für den übernatürlichen Trost haben sie kein Organ; woraus nebenbei bemerkt folgt, daß es eine Illusion ist, wenn man der sittlichen Verderbnis eines Proletariats mit innerer Mission und dergleichen beikommen will, wofern dem geistlichen Zuspruch nicht jedesmal die leibliche Hilfe vorangeht. Nur außerordentliche

Menschen vermögen in Hunger, Frost und Krankheit Psalmen anzustimmen; für den gewöhnlichen Menschen ist in einem körperlich unbehaglichen Zustande ein Evangelium, das keine leibliche Hilfe bringt, so wenig vorhanden wie etwa eine Symphonie; oder geht wohl jemand, der an heftigen Zahnschmerzen leidet, ins Konzert?

Solchen, die für einen höhern Trost empfänglich sind, predigt der Verfasser des Buches der Weisheit. Er polemisiert gegen den Koheleth, ohne ihn zu nennen, wie der Jakobusbrief gegen den Römerbrief polemisiert, nicht um das Buch selbst als verderblich zu verwerfen, sondern nur um davor zu warnen, daß man sich nicht durch einzelne Aussprüche des Buches in das Lager jener schlimmen Epikureer verlocken lasse, die auch nicht einmal echte Jünger Epikurs waren. Kurz ist unser Leben, lasset uns also genießen und fröhlich sein, das hatten allerdings sowohl Epikur als der Prediger gesagt, aber lasset uns den gerechten Armen unterdrücken, schonen wir nicht der Witwe, und achten wir nicht der weißen Haare des Greises, das hat Epikur nicht gesagt, und der Prediger hat ausdrücklich vor Frevel gewarnt. Aus dem deutlichen Hinweis auf den Prediger darf man schließen, daß er nicht lange vor dem Buche der Weisheit geschrieben sein mag; dieses aber gehört dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert an. Wenn sich die Verfasser beider Bücher in die Person Salomos verkleiden, so beabsichtigen sie damit keinen litterarischen Betrug. Die eigentlich redende Person ist in beiden Büchern die göttliche Weisheit, als deren vollkommenste Verkörperung den Juden ihr glorreichster König galt. Im Gegensatz zu Hiob, der vor dem Welträtsel in Ehrfurcht verstummt, und zum Prediger, der Lösungsversuche als eine unnütze Plage abweist, giebt der Verfasser des jüngsten dieser philosophischen Werke eine positive Antwort, die darin besteht, daß das irdische Leben nur eine Vorbereitung auf ein jenseitiges, vollkommenes, ewiges Leben sei. Schon in einigen Psalmen und in einigen Stellen des Buches Hiob wagt sich der Gedanke der Unsterblichkeit, als Erzeugnis einer tiefen Sehnsucht, schüchtern hervor; der Prediger findet ihn keiner Beachtung wert, ja er scheint ausdrücklich sagen zu wollen, daß die Seele mit dem Leibe zu Grunde gehe; das Buch der Weisheit aber lehrt die persönliche Fortdauer der Seele und das Gericht nach dem Tode klar und bestimmt. Der Materialismus wird ausführlich widerlegt, der Triumph der auferstandnen Gerechten über ihre ehemaligen Verfolger und Unterdrücker in den lebhaftesten Farben geschildert. Sowohl die Leugnung Gottes als auch der Polytheismus werden als Wirkungen eines verdorbenen oder wenigstens von der Sinnlichkeit in den Staub gezogenen Gemüts dargestellt: der verwesliche Leib beschwert die Seele; in eine böse Seele geht die Weisheit nicht ein und wohnt nicht in einem der Sünde ergebnen Leibe; so trennen verkehrte Gedanken von Gott; deshalb haben auch die Kananiter mit ihren ruchlosen Götzendiensten, als ein Hindernis reiner Gotteserkenntnis, ausgerottet werden müssen. Die Naturanbetung findet der Verfasser, als eine Verirrung kindlicher Gemüter, verzeihlich; sie seien eben von der Schönheit und Größe der Naturerscheinungen: des Feuers, des vom Sturmwind bewegten Luftkreises, des Meeres, des Sternenhimmels, der Sonne, des Mondes überwältigt worden; freilich hätten sie bedenken sollen, daß alle Pracht und Macht dieser Erscheinungen auf ein geistiges Wesen als ihren Urheber hinweise, und daß dieser mächtiger und herrlicher sein müsse als seine Geschöpfe. Ganz unverzeihlich aber findet er es, wenn man ein von Menschenhänden geschmitztes Bild anbetet, wozu der Künstler den Rest eines Baum-

stammes verwendet hat, nachdem er aus dessen wertvollern Teilen ein nützliches Gefäß geschaffen und das übrige zu Brennholz bestimmt hat. *)

Ließ sich nun auch das physische Übel als ein Mittel, den Menschen fürs Jenseits zu erziehen, erklären, so war damit noch nicht die Erklärung der Thatsache gegeben, daß dieses Erziehungsmittel bei vielen versagt, ja daß auch ohne physische Übel gerade bei solchen, die mit göttlichen Wohlthaten überschüttet werden, die Ungerechtigkeit überhand nimmt und einen großen Teil der Menschheit in feindlichen Gegensatz zu Gott bringt. Dieser Schwierigkeit gegenüber nimmt der Verfasser zu dem Auskunftsmittel seine Zuflucht, daß der Parsismus gefunden hatte, und von dem eigentlich schon die polytheistische Unterscheidung in gute und böse Götter eine rohere Form gewesen war. Gott hatte den Menschen, meint er, unsterblich und nach seinem Bilde geschaffen, aber durch den Meid des Teufels (als dessen Verkleidung also von nun an die Schlange des Paradieses gedeutet wird) ist der Tod in die Welt gekommen, und die zu ihm halten, ahmen ihm nach. Gott hat den Tod nicht gemacht, noch hat er Freude am Untergange lebendiger Wesen; zum Dasein hat er bestimmt, was er geschaffen, verderbliches und ein Hölleereich gehört nicht zu seiner Schöpfung, denn unsterblich ist seine Gerechtigkeit; sondern die Gottlosen haben den Tod mit ihren Worten und Thaten herbeigeführt und als ihren Freund erachtet, wie sie denn auch seiner würdig sind. Gott aber, vor dem der Erdkreis nur ein Stäubchen auf der Wage, ein Taupflein ist, erbarmt sich aller und übersieht die Sünden der Reuigen, denn er liebt alles, was da ist, und haßt nichts von dem, was er geschaffen hat, denn nicht im Zorn hat er irgend etwas geschaffen. Allen Wesen, ruft diese von Liebe und Freude überquellende Seele, bist du gnädig, denn dein sind sie, o Herr, der du die Seelen liebst. Damit ist die Schwierigkeit nun freilich noch nicht endgiltig gelöst; weitere Untersuchung vermag die Verantwortung für das Dasein des Teufels, wenn dieser nicht in streng parsisch-manichäischer Weise als ein Gott ebenbürtiges, mit ihm gleich ewiges Wesen gefaßt wird, nicht von Gott abzuwälzen. Aber die Antwort genügt einstweilen zur Beruhigung der Zweifler an der Güte Gottes, wie denn Kinder — und wie viel Menschen hören vor ihrem Tode auf, Kinder zu sein? — mit halben Antworten abgespeist werden müssen. Der Keifere mag dann überlegen, ob nicht der Teufel vielleicht nur das Sinnbild einer im Wesen der Welt begründeten Notwendigkeit sei.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so tiefer Geist über das Wesen Gottes selbst nachdachte und gleich allen echten Philosophen auf das Problem stieß, wie die Einheit Gottes mit der in der Schöpfung hervortretenden Mannigfaltigkeit zu vereinbaren sei. Auch dabei nun benutzt er eine vorgefundne orientalische Idee, reinigt sie aber von allem phantastisch Mythologischen. Zwischen den unnahbaren Gott und die wahrnehmbare Welt stellt er als Mittelwesen die personifizierte göttliche Weisheit, durch die sich Gott schaffend offenbart. Er hatte hierin schon einen Vorgänger an dem unbekanntem Verfasser des achten Kapitels der Sprüche, der die Weisheit reden läßt: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege, ehe dem er irgend etwas geschaffen hatte. Von Ewigkeit her bin ich geordnet. Noch waren die Abgründe

*) *Olim truncus eram ficulnus, inutile lignum
Cum faber, incertus scamnum faceretne Priapum
Maluit esse Deum.* Horaz, Satiren 1, 8.

des Meeres nicht da, noch waren die Quellen nicht hervorgebrochen, noch war die schwere Masse der Berge nicht aufgetürmt, und schon war ich empfangen; vor den Hügeln ward ich geboren. Als er die Himmel bereitete, war ich zugegen; als er nach bestimmtem Gesetze die Tiefe umwallte, als er oben den Luftkreis befestigte, als er die Quellen abwog, den Wassern des Meeres ihre Grenzen setzte, die sie nicht überschreiten dürfen, als er den Grund zur Erde legte, da war ich als Werkmeisterin bei ihm, ergözte mich täglich und spielte auf dem Erdkreise, und meine Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein.“ Im Buche der Weisheit rühmt nun ihr Liebhaber, den Gott mit ihr begnadet hat, daß er mit ihr die Fülle aller Güter empfangen habe, daß sie ihm verlichen habe, die Anordnung des Erdkreises und die Kräfte der Elemente zu erkennen, Anfang, Mitte und Ende aller Dinge, den Wechsel der Zeiten, den Lauf des Jahres, die Stellung der Gestirne, die Natur und Leidenschaften der Tiere und die Gedanken der Menschen, die Unterschiede der Pflanzen; alles Verborgene habe ihn die Künstlerin Weisheit gelehrt. Denn in ihr wohne der heilige Geist Gottes, der einfache und vielfache, feine, bewegliche, unbefleckte, gewisse, liebliche, scharfe, der überall durchdringt, ohne daß jemand ihn abwehren könnte, der gütige, menschenfreundliche, alles voraussehende, alle Kräfte einschließende. So sei denn die Weisheit das allerbehendeste, alles mit ihrer Lauterkeit durchdringende, ein Hauch Gottes, ein Glanz des ewigen Lichts, ein Spiegel der Majestät Gottes, ein Abbild seiner Güte; „während sie einfach ist, vermag sie doch alles; in sich selbst bleibend, erneuert sie alles, und die Völker durchflutend ergießt sie sich in heilige Seelen, die sie zu Gottesfreunden und Propheten macht; und keinen liebt Gott, in dem sie nicht wohnt; schöner ist sie als die Sonne und vorzüglicher als das Licht; denn diesem folgt die Nacht, die Weisheit aber wird nimmermehr von der Bosheit überwältigt. Von einem Ende der Welt bis zum andern wirkt sie gewaltig und ordnet alles lieblich an.“

Zuweilen scheint es so, als würde der Geist Gottes noch als eine besondere Kraft oder Person neben der Weisheit wirksam gedacht, und so auch „dein allmächtiges Wort,“ das im Schweigen der Mitternacht vom königlichen Thron herabsteigend den Gottlosen den Tod, den Gerechten das Leben und Erlösung bringt. Es ist bekannt, daß wir hier eine Frucht jener jüdisch-alexandrinischen Spekulation vor uns haben, die von Aristobul bis zu Philo, dem Zeitgenossen der Apostel, reichte, nur daß auch vor deren Erzeugnissen das biblische Buch sich durch seine völlige Freiheit von Phantastik und Mystizismus auszeichnet und durch eine Reinheit und Klarheit, die vor jeder geläuterten philosophischen Anschauung unsrer Tage die Prüfung besteht. So haben sich denn die drei Ströme des Denkgeistes, die sich ihre Wege durch die Jahrhunderte gesondert gebahnt hatten, der persische, der jüdische, der griechische in ein gemeinsames Bett ergossen. Das war die bleibende Frucht des Werkes Alexanders des Großen, wie dann später die Einbeziehung des mittlern und westlichen Europas in diese geistige Bewegung die bleibende Frucht der römischen Eroberungen gewesen ist; die großen politischen Bewegungen der alten Welt: die Aufeinanderfolge der Weltreiche, die das Buch Daniel in Bildern darstellt, die Eroberungszüge Alexanders, die Gründung des Römischen Weltreichs, sie haben keinen andern Zweck gehabt, als die materiellen Bedingungen zu schaffen für die Vereinigung der Seelen im geistigen Weltreich des Neuen Testaments. Weit entfernt davon, die Größe

des göttlichen Planes zu verkleinern, hat die Lübinger Schule diesen Plan erst recht verherrlicht, indem sie die Elemente nachwies, aus denen die neutestamentliche Lehre zusammengefloßen ist. Ihr Irrtum bestand nur darin, daß sie das neue Gewächs erklärt zu haben glaubte, indem sie seine Bestandteile darlegte. Kein Genie fällt in dem Sinne vom Himmel, daß es nichts von den Ergebnissen der Thätigkeit der übrigen Menschen brauchte und in sich aufnahm; auch ein Augustin, ein Luther, ein Goethe hat im Grunde nur gesagt, was er von andern gelernt hat, und was viele vor ihm gesagt hatten. Daß er es noch einmal sagte, gerade zu der Zeit wo und in der Form, wie es wirksam werden konnte, das war seine besondre Leistung und die Erfüllung einer nur ihm zu teil gewordenen Sendung. Es gab viel Männer im Römischen Reich, die — bis auf eines — ganz dasselbe hätten sagen können, was Christus gesagt hat, und die es auch wirklich, der eine dieses, der andre jenes, gesagt haben; aber ohne Christus und seine Kirche würde die heutige Welt nicht einmal die Namen dieser Männer kennen, geschweige denn ihre Schriften.

In der That, nur als Leistung des forschenden Geistes betrachtet ist das Neue Testament schon vor Christus dagewesen; es kommt nichts darin vor über Gott, Welt und Menschheit, was nicht schon von andern gefunden worden wäre. Der jüdischen Gedankenarbeit war die griechische parallel gegangen. Von den großen Tragikern waren die Götter versittlicht worden, sodaß sie mit Götzen nichts mehr gemein hatten, sondern teils als Symbilder, teils als wirksame Hüter der sittlichen Ideen und Verhältnisse, der Pflichten und Tugenden erschienen. Die Philosophen aber hatten die Welt auf eine einheitliche Ursache zurückgeführt, die als ein vernünftiger Geist gedacht wurde. Der Gott des Anaxagoras, des Sokrates, Plato und Aristoteles unterscheidet sich von dem der Propheten nur durch das Fehlen jener Lebenswärme, die deren leidenschaftliches Gemüt hineinlegte; in einer kühlen und klaren Atmosphäre entstanden, war er selbst kühl und klar. Wenn das Volk im Polytheismus stecken blieb, so lag das an dem ästhetisch-plastischen Bedürfnis der europäischen Südländer, ihrer entschiednen Abneigung gegen Abstraktionen. Sie stecken darin bis auf den heutigen Tag, und weder die englische Bibelgesellschaft noch Herr Trede und die übrigen eifrigen Evangelisatoren werden daran etwas ändern; man kann die einmal gegebne natürliche Konstruktion eines Einzelnen oder Volksgemüts zerbrechen, aber ändern kann man sie nicht. Gleichzeitig wurde die Idee der unsterblichen Seele ausgebildet. Ganz so wie das Neue Testament und die spätern christlichen Mystiker lehrte Sokrates die angenehme Erscheinung des leiblichen Menschen als Einladung auffassen, seine Seele zu lieben, und mahnte er, vor allem die Bervollkommnung der eignen Seele anzustreben. Ja es klingt gar nicht mehr griechisch, sondern christlich-asketisch und erinnert an das Wort vom Auge ausreißen, wenn er einmal den Mann, der es wagt, einen schönen Jüngling zu küssen, den verwegensten und tollkühnsten aller Menschen und die Schönheit ein giftiges Tier nennt, das gefährlicher sei als die Giftspinnen. (Ken. Mem. 1, 3.) Ebenso bedeutet doch die Parabel von Herakles am Scheidewege, die Sokrates benutzt, ganz dasselbe wie das Wort Christi vom breiten Wege, der zum Verderben, und vom schmalen, der zum Himmel führt.

Um die gewöhnliche bürgerliche Moral, die heute hie und da für den Zubegriff des Christentums ausgegeben wird, zu finden, braucht man nicht bis zu den Griechen hinaufzusteigen, die findet man schon bei den Naturvölkern,

bei den einen natürlich reiner und vollkommener als bei den andern. Die Griechen und Römer aber haben auch schon jene feinern sittlichen Begriffe und Empfindungen ausgebildet, die man gewöhnlich für eigentümlich christlich hält. Aristoteles hat freilich die Sklaverei für notwendig erklärt — wäre er doch nicht allein Revolutionär sondern Utopist gewesen, wenn er das Gegenteil gethan hätte — und sie sittlich dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er einen Unterschied der natürlichen Begabung zwischen Sklaven und Freien annahm, also gerade so, wie heute einige Sozialethiker den Unterschied zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, den Unternehmern und den Arbeitern zu rechtfertigen suchen. Aber sowohl die Dichter wie die Philosophen haben gelehrt, daß der Mensch auch im Sklaven geachtet werden müsse, und daß ein tugendhafter Sklave achtungswerter sei als ein lasterhafter Herr. Der Gedanke einer Predigt des Chrysostomus, daß, wenn ein nüchterner Sklave einen trunkenen Herrn bediene, dieser der Sklave, jener der Freie sei, kehrt bei den Alten öfter wieder, und denen, die meinen, der Sklave könne seinem Herrn keine Wohlthat erweisen, erwidert Seneca (*De beneficiis* 3, 18), sie seien des Menschenrechts unkundig; nicht vom Stande, sondern von der Gesinnung des Handelnden hänge die sittliche Bedeutung einer Handlung ab. Zum Urtheil über den sittlichen Charakter eines Menschen aber sind nicht einmal Handlungen notwendig; denn die Gesinnung, die Absicht ist es, was den Menschen gut oder böse macht, wie Seneca nach Kleantes lehrt, der dreihundert Jahre vor der Bergpredigt gelebt hat: der Mörder sei schon ein Mörder, ehe er seine Hände mit Blut besleckt. (In derselben Schrift 5, 14.) Die Verachtung des Reichthums und des äußern Glanzes endlich, so ziemlich alles dessen, was das Neue Testament mit dem Worte Welt bezeichnet, war etwas ganz gewöhnliches bei den Alten. Es bleibt also der neutestamentlichen Moral eigentlich nichts eigentümlich als die Feindesliebe; eine praktisch wertlose Eigentümlichkeit, wenigstens habe ich sie bis heute unter Christen nirgends gefunden, weder im öffentlichen noch im Privatleben.

Noch eines allerdings hat das Christentum eigentümlich, woraus sich die Feindesliebe als theoretische Folgerung ergibt, die Zurückführung aller Äußerungen des sittlichen Lebens auf die Liebe als ihren Quell. Und damit berühren wir nun den Punkt, an dem man inne wird, daß das Christentum keine bloße Mischung jüdisch-orientalisch-griechischer Weisheitslehren ist. Christus war die verkörperte Liebe, dogmatisch gesprochen, der Mensch gewordne Gott. Seneca hat keine Wirkung ausgeübt, denn er war zwar ein großer Philosoph und Tugendbold, aber zugleich ein noch größerer Wucherer. Sokrates hat eine mächtige Wirkung ausgeübt und übt sie bis auf den heutigen Tag, denn er lebte, was er lehrte, und gab nicht schöne Worte, sondern sich selbst. Das schönste Zeugnis stellte ihm einer seiner Feinde, der Sophist Antiphon aus, der ihm sagte, ein Sklave würde fortlaufen, wenn ihm sein Herr eine so harte und entbehrungsvolle Lebensweise zumutete,*) wie sie Sokrates freiwillig führe, worauf dieser natürlich antwortete, eben die Freiwilligkeit mache den Unterschied. Aber des Sokrates heutige Wirksamkeit wäre, wie schon bemerkt

*) Das mögen sich Herr Sznula und seine agrarischen Freunde merken, die über das Fortlaufen der Arbeiter aus Ostelbien jammern; dagegen würde, wie außer der obigen Äußerung des Antiphon auch noch die ganze Weltgeschichte lehrt, nicht einmal die Wiedereinführung der Sklaverei helfen.

worden ist, gar nicht vorhanden ohne Christus, der die allergrößte Wirksamkeit ausgeübt und dadurch bewiesen hat, daß er ein unendlich viel Größerer ist als Sokrates. Er hat sie ausgeübt und übt sie noch aus, indem er jenen eigentümlichen Liebestrieb erzeugt, der den Griechen fremd war: den Trieb, allen Menschen Wohlthaten zu thun, zu Wildfremden zu eilen, die einen nicht rufen, und ihnen Wohlthaten anzubieten, an denen ihnen so wenig gelegen ist, daß sie nicht selten den Wohlthäter umbringen. Das war eine den Griechen völlig fremde Empfindung. Sie waren, wie ich bei anderer Gelegenheit gezeigt habe, human gegen jedermann und mitleidig sogar gegen den leidenden Feind, aber der Gedanke, sich um Menschen zu kümmern, die außerhalb ihres engern Wirkungskreises wohnten, lag ihnen fern. Die nationalen Schranken hatte dann wohl die Verschmelzung aller Kulturstaaten zu dem einen römischen orbis terrarum durchbrochen, sodas namentlich den Stoikern das Paulinische „weder Grieche noch Barbar“ geläufig war, nur daß sie: „sondern Mensch“ fortführen, nicht: „sondern Christ“; aber daß man verpflichtet sei, diesen Mitmenschen das Heil zu bringen, auch wenn man in keiner verwandtschaftlichen oder sonst verpflichtenden Beziehung zu ihnen stand, davon wußten sie nichts. Erst Christus hat jene Liebe zu den Seelen gebracht, die die Kirche gegründet hat, der aber freilich als häßlicher Schatten — keine irdische Erscheinung göttlicher Kräfte bleibt ohne häßlichen Schatten — der Fanatismus anhaftet, gegen den es wiederum kein besseres Gegengewicht giebt, als die Beschäftigung mit den kühlen, klaren, heitern Griechen.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit die christlichen Dogmen von der Trinität, von der Person Christi, vom Teufel, von Sündenfall und von der Erlösung, die, wie wir bei der Betrachtung des Buches der Weisheit gesehen haben, die Philosophie der Alten vorbereitet hatte, inwieweit sie zum Wesen des Christentums gehören oder nur Symbole sind, Lückenbüßer für unsre Vernunft, die das Wesen der Welt ergründen will und es nicht vermag. Es genügt hier festzustellen, daß das Christentum die Ergebnisse der Geistesarbeit der Alten zusammengefaßt und allen spätern Geschlechtern zugänglich gemacht hat, und daß es durch Gründung der Kirche die Verbreitung, Erhaltung, Fortpflanzung der höchsten Güter unabhängig gemacht hat von den vergänglichem und wandelbaren Gebilden, denen diese Aufgabe bis dahin obgelegen hatte, den Staaten. Durch diese Leistung ist Christus in einem Sinne der Mittelpunkt, in einem andern Sinne der Schlußstein der Weltgeschichte geworden; das zweite in dem Sinne, daß seit ihm für das höhere Leben der Menschen nichts mehr gewonnen werden konnte. Alle Philosophie der christlichen Zeiten ist nur Variation der alten Philosophie und entweder beweisende Ausführung der christlichen Glaubenssätze oder Kampf gegen diese. Die Philosophen sind entweder Theisten oder Atheisten, heut wie vor dreitausend Jahren; etwas wesentlich neues erfahren wir von keinem; neu sind nur die Vervollständigungen lückenhafter Kausalreihen, die Anwendungen alter Wahrheiten auf neue Verhältnisse und die sich nach dem Zeitgeschmack richtende Redeweise. In der Ethik kann erst recht nichts neues gefunden werden. Auch die Künste können nur Variationen des Alten und neue Effekte durch neue und vervollkommnete Darstellungsmittel bieten. Am ehesten noch wird man von der Musik sagen können, daß sie seit dem siebzehnten Jahrhundert neues geleistet habe. Die Gedankenbewegung hat also seit Christus nicht mehr den Zweck, neues zu finden, sondern sie ist nur um ihrer selbst willen da, weil sie das Leben der Seele

ist, weil ohne sie der Geist entweder der Fäulnis oder der Erstarrung anheimfällt. Das allein wirklich Neue in der Welt: der Fortschritt der angewandten Naturwissenschaften, ändert an dem höhern Leben des Menschen gar nichts; es macht ihn weder besser noch schlechter, weder weiser noch thörichter, weder schöner noch häßlicher, weder glücklicher noch unglücklicher; es hat nur den doppelten Zweck, einerseits der notwendigen geistigen Bewegung einen uner-schöpflichen Stoff zu liefern, andererseits für das durch wachsende Bevölkerungsdichtigkeit erschwerte materielle Dasein die Bedingungen und Hilfsmittel zu schaffen. Demnach haben die Verfasser der neutestamentlichen Schriften Recht, wenn sie diese zukünftige materielle Entwicklung, von der sie übrigens natürlich keine Ahnung hatten, ganz unbeachtet lassen, die Ankunft Christi als die Erfüllung des göttlichen Weltplans und die Vollendung der Weltgeschichte ansehen, die Wiederkunft des Herrn in naher Zukunft erwarten, und was bis dahin noch zu geschehen hat, der Hauptsache nach auf den Kampf zwischen dem Christentum und seinen Gegnern zurückführen; so bildet denn der Ausblick zum himmlischen Jerusalem, dem Endziel der irdischen Pilgerschaft, den Schluß der Bibel.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zolaistisches. Der österreichischen Presse sollte gegenwärtig wohl mehr als genügender Grund zu Sorgen gegeben sein durch den harten Kampf, der den Deutschösterreichern von ihren slawischen „Brüdern“ mit höherer Genehmigung aufgezwungen worden ist. Mögen sie selbst einen nicht geringen Teil der Schuld daran tragen, daß die Dinge so weit kommen konnten, indem sie zu willig gewissen Führern folgten, die zuerst in liberaler Kurzsichtigkeit den Slawen alle Waffen in die Hände gaben, ihnen die Schule auslieferten, aus der eine nicht mehr utraquistisch fühlende Generation hervorgegangen ist, erst den erstarrten Gegner unterschätzten, dann meinten, ihn mit den Mitteln der Bürokratie wieder unterwürfig machen zu können, und die wiederholten Gelegenheiten zu einem annehmbaren Frieden ver-säumten — mögen solche Verschuldungen den unerträglichen Zustand gezeitigt haben: heute ringen sie tatsächlich um ihre nationale Existenz, und der übermüthige Feind nimmt schon die ganzen Alpenländer als Vasallengebiete der Krone von Böhmen in Anspruch. Die Lage ist ernst und bedrohlich genug, umso mehr, als die galizische Szlachta ihre Rechnung dabei findet, mit den Tschechen gemeinsame Sache zu machen, während in dem sogenannten verfassungstreuen Großgrundbesitz, der eine Zeit lang so tapfer zur Opposition — halten wollte, ein böhmisch-mährisches Diplomatisiren Boden gewinnt. Die Sache ist ernst, aber den „fortschrittlich-gefunten“ Zeitungen liegt offenbar eine andre Sache doch noch mehr am Herzen, der Handel der Firma Dreyfuß-Zola. Sie versichern unermüthlich, daß überall im weiten Erdenrunde, wo sich Kultur und Rechtsgefühl noch haben behaupten können, glühende Begeisterung für Emile Zola herrsche, den großen Bekenner und Märtyrer, dem es das neunzehnte Jahrhundert zu danken haben wird, wenn es noch mit Anstand liquidiren darf.